

Magic Potatoes

Renato Cecchet

In meinen Ferien auf Jamaika wollte ich es unbedingt probieren. Nicht das, was jetzt wahrscheinlich viele denken. Etwas ganz anderes. Aber davon später.

Dem zuerst muss ich etwas erklären. Es gibt zwei Spezies von Sportjournalisten (und -journalistinnen). Die einen betreiben nicht nur ihren Job ernsthaft, sondern nehmen sich den Inhalt ihrer täglichen Arbeit als Vorbild und sind körperlich fit wie ein Turnschuh. Die anderen sind als Fachjournalisten genauso kompetent, vermeiden es aber tadellos, sich in der Freizeit sportlich zu betätigen. Dies mistet mit der Aussage: «Ich arbeite zu viel, ich habe keine Zeit!»

Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich definitiv der zweiten Kategorie angehöre. Meine sportlichen Höhenflüge als aktiver Fussballer, Skirennfahrer und Mitglied des örtlichen Turnvereins endeten noch vor dem Maturabschluss (ich hatte wegen der Schule keine Zeit!). In der Folge schritt ich mich mit diversen Kochrezepten auf den europäischen Bühnen schlank, das ist seit einigen Jahren aber auch passé. Seither rede ich mich wieder mit der alten Weisheit (ich habe keine Zeit!) aus.

Da kam es mir zupass, dass vor einem halben Jahr der jamaikanische Superprinter, Olympiasieger, Weltmeister und Weltrekordhalter Usain Bolt bekannt gab, dass er einen Teil seiner Schweißigkeit der Energie einzelner Südkartoffeln und Yams – einer Wurzelpflanze, die gegürtelt wie gewisse Marmoschmecken – verdankt. Da wollte ich die günstige Gelegenheit natürlich nutzen. Auf der Karibikinsel mit den Reggaerhythmen angekommen, verkündigte ich mich mit den vermeintlichen Tempomachern. Na, die Enttäuschung war gross. Die Karibikgewächse liegen wie unsere «Härdöpfel» schwer auf dem Magen, und die frische Hitze verleierte auch nicht gerade zu rekordverdächtigen Sprints.

Ich bin also so langsam wie zuvor. Und bevor ich mich doch noch in ein Fitnessstudio aufmache oder aus Vekt statt im Auto steige (ich habe keine Zeit!), mache ich mich mal im Internet über asiatische Wundermittel und Fitnesser schlau – meine nächsten Ferien plane ich nämlich voraussichtlich in Malaysia zu verbringen.

Wir fordern die Hallen-WM!

Renato Cecchet

Nein, Skifahren ist definitiv kein Sport mehr für draussen. Entweder es gibt keinen Schnee oder dann zu viel davon, es regnet, wenn die Sonne scheitern sollte, und anstelle von Schneekanonen kommen immer mehr Windmaschinen gegen lästige Nebelbänke in Mode. 1993 mussten die alpinen Skiweltmeisterschaften in der spanischen Sierra Nevada wegen der Wetterkapriolen um ein Jahr verschoben werden, in Japan waren die Wettkämpfe bei jeder Durchführung ein Glücksspiel, und jetzt müssen auch die Organisatoren im schwedischen Åre den Rennkalender jeden Tag neu anpassen. Ergo: Die Ski-WM gehört in die Halle.

Utopisch ist dieser Gedanke keineswegs. In Japan kurven die Skibegeisterten schon einige Zeit unter Dach, im Wüstenstaat Dubai werden die Schwiiche und die betuchten Gäste weg von den Karnavalrennen bei 42 Grad Celsius rein auf angenehm -2 Grad kühle Skiplatten geleckt, und wie mir eine Redaktionskollegin glaubhaft versichert, fährt man auch in Belgien bereits Indoor-Ski. Das zeigt schon den ersten Vorteil der Hallenwettkämpfe. Per sefert könnten alpine Weltmeisterschaften auch in Länder wie Griechenland, Brasilien oder Thailand vergeben werden. Und die Schweiz hätte mit dem WM-Ort Hahnenrieden garantiert gute Chancen für eine Bewerbung.

Natürlich müsste man die einzelnen Rennen dem neuen, halt doch etwas engeren und kürzeren Begebenheiten anpassen. Neben künstlichen Schanzrennen könnte im Slalom wie bei den Schneebändern die Parallelslalom mit vier gleichzeitig gegeneinander fahrenden Athletinnen und Athleten eingeführt werden. Bei Abfahrt, Super-G und Riesenslalom würde die Strecke dreimal hintereinander absciert, die Schleppliftfahrt zurück an den Start gehörte zur Gesamtzeit dazu. Bei diesem Punkt würden auch die Kritiker verstummen, die die Hallenidee als ökologischen Unwitz abtun. Diejenigen Fahrweisen und Fahrer, die sich nicht für die WM oder das Rennen qualifiziert haben, müssten für ihre aktiven Kolleginnen und Kollegen mit ihrem Einsatz auf dem Heimtrainer im Dezember für den notwendigen Strom zum Betreiben der Skilifte sorgen. Je mehr sie toben, umso grösser die Medaillenchancen für das Team. Die Mannschaftsgedanke stünde im Vordergrund, die Konditionstrainer bekämen leuchtende Augen.

Der letzte Punkt, der für die Hallen-Ski-WM spricht, ist die Unabhängigkeit der Jahreszeiten. Dem Klima-wandel ginge die Luft aus, da die Wettkämpfe per sefert auch im Sommer durchgeführt werden könnten.

Hymnophobie

Renato Cecchet

Nationalhymnen vor Fussball- und andern Spielen sind Quatsch. Das sage ich einfach so von der Leber weg, auf die Gefahr hin, von jedem SVP-Politiker als Landesverräter gebrandmarkt zu werden und eine neue Fische bei der Bundesanwaltschaft zu erhalten. Und: Ich behaupte auch, dass Spanien dank seiner Nationalhymne Weltmeister geworden ist.

Versetzen Sie sich doch mal in so einen bedauernswerten Fussballer vor dem Anpfiff zu einer wichtigen Weltmeisterschaftspartie hinein. Der hat sich monatelang in harten Trainings geschunden, musste den Medien hundertmal erklären, warum er seit exakt 102 Minuten kein Tor mehr erzielt hat und ist vor dem Spiel vom Trainer mit so vielen lakischen Anweisungen eingedeckt worden, dass er nicht mehr weiss, wo ihm der Kopf steht. Und dann soll er brav in Kath und Lied noch ein Liedchen trällern.

Wir schämen uns schon, bei Geburtstagen «Happy Birthday» oder in der Kirche einen Choral mitzusingen. Wie muss es sich dann anfühlen, vor 8000 Menschen im Stadion und von Dutzenden von Kameras beobachtet in Millionen von Privathäusern öffentlich blossgestellt zu werden?

Kommt erschwerend hinzu, dass Nationalhymnen nicht aus leichten Kinderversen bestehen. Nehmen wir doch als Beispiel die «Himno Nacional Uruguay». Die Musik wurde von Francisco José und Fernando Quijano geschrieben, der Text stammt aus der Feder von Francisco Arca de Figueroa. Schon die Tatsache, dass drei Personen am Nationalhymnen der Urus mitgewirkt haben, zeigt, wie kompliziert diese Komposition sein muss. Da sollen Diego Forlan, Luis Suárez und Co. dann Zeilen wie «In Freiheit oder Ruhm sterben wir; das Gelübde auszusprechen, erfüllt unser heroische Seele; das ist der Aufbruch, der unsere Nation und Krieger im erbitterten Kampf gestiftet hat ...» singend rezitieren. Zeigen Sie mir mal einen Menschen, der im Alltag so spricht! Doch nur, wenn er Opernänger oder Shakespeare-Darsteller ist, aber sicher nicht Fussballer.

Sein Schwesterpaar verhält es sich gleich, sogar ungleich schwerer. Schliesslich haben wir vier Landessprachen. Wenn Benjamin Huggel «Trübsal im Morgengraue» anstimmt, singt Stéphane Grisching gleichzeitig «Sur nos monts, quand le soleil annonce un bellant réveil» und Valon Behrami «Quando blonda sarra il mattin c'indora». Bei der Eishockey-Nationalmannschaft würde Dani Carriol eventuell noch «En l'aurore la dame te salsis il carterum» beisteuern. Na super!

Die Spanier sind geschickter. Spanisch, katalanisch und baskisch vertragen sich politisch nicht, also haben die Iberer bei der Nationalhymne auf den Text verzichtet. Kein Wunder, dass Andrés Iniesta den finalen Schuss zum WM-Pokal geistig frisch in die Maschen haufen konnte, wohingegen sein holländischer Gegenspieler Rafael van der Vaart bei seinem unglücklichen Abwehrversuch wohl immer noch darüber nachgedacht hatte, wie wohl die dritte Zeile in der Nationalhymne «Het Wilhelmus» ge lautet haben könnte ...

Novartis statt Gerolsteiner

Renato Cecchet

Ich erlaube mich hiemit offiziell: Ich schätze die Tour de France noch. Primär bin ich jeweils daran interessiert, ob überhaupt noch ein Fahrer am Start steht. Klar, die sind grösste und spektakulärste Kadrennfahrt der Welt verkommt zum Witz, bei dem niemand mehr lachen kann und will.

Dabei läge die Lösung der Dopingproblematik greifbar nah. Zwei Schritte wären dafür nötig. Erstens: Weg vom «amerikanischen» System. Unsere Gesellschaft wird mit immer mehr Verboten gestraft. Jeder sollte inzwischen begriffen haben: Verbote sind da, um gebrochen zu werden, der Mensch ist ein zu ungehorsames Wesen. Versuchen Sie zu befolgen.

Zweitens: Doping ja, aber offiziell. Soll hetzen: Es braucht die Team-sponsoren, die zur jeweiligen Sportart auch passen. Wie schnell würden die Schweizer Kadrennfahrer wieder an die internationale Spitze vorstossen, wenn ein neues Team unter der Flagge der Chemierie Novartis und Roche fahren würde. In Deutschland würde der Aspirantkonzern Bayer anstelle von Gerolsteiner rücken. Denn: Eine Mineralwasserfirma hat in der Kadrennfahrt nichts mehr verloren – ausser sie nimmt den bekannten Wasserfanstiker Beat Eros unter Vertrag. Die kolumbianischen Vekproffs erhalten Unterstützung vom Medellín Kokainkartell. Und die US-Fahrer wären mit dem Pharmariesen Pfizer gut bedient. Obwohl: Das bekannteste Fitnessprodukt – das Potenzmittel Viagra – dürfte wohl nicht verabschiedet werden. Denn: Wie sollten die Profis nach Einnahme der blauen Pille noch auf den Sattel steigen?

«Ich bin auch nur Mensch»

Renato Cecchet

Als Sportredaktor ist man angehalten, objektiv zu sein. Das gehört sich so, wir dürfen bei der Berichterstattung über einen Fussballmatch oder ein Eishockeyspiel streng genommen keine Partei ergreifen, höchstens die regionalen Aspekte ein bisschen hervorheben. Einige VIPs und Mächtigengruppen werden mir widersprechen. Aber: Auch Journalisten sind irgendwie nur Menschen. Nicht nur die Fans der Sportklubs lieben mit ihren Helden mit, wenn sie auf dem Rasen oder dem Eisfeld stehen, auch in einer Brust der Medienschaffenden pocht ein Herz und kocht eine Seele.

Das sagt ein in Zürich geborener und heimatsberechtigter, in Bern aufgewachsener Mitspieler, der geglaubt hat, nach über 20 Jahren journalistischer Arbeit gegen jedwede sportlichen Tiefschläge gewappnet zu sein. Aber ich muss zugeben, am Ostersamstag habe ich arg gelitten. Das Fussballspiel zwischen Zürich und Basel bringt meine Gefühlswelt schon seit höchster Kindheit in Wallung. Als Köbi Kuhn noch gegen Keki Odermatt antrat, mein (damaliges) Idol Fritz Kündli für den FCZ regelmäßig akarte – und der heutige Bayern-Trainer Ottmar Hitzfeld für den FCN leider auch. Wie wenn die 0:1-Hetzriederlage vom letzten Montag nicht schon genug geschmerzt hätte, struete Redaktionskollege M.L. noch zusätzlich Salz in meine Wunden, als er mit seinem akzentvollen Zürichdeutsch strahlend verkündete: «Das ist wunderbar, ich bin schliesslich in Basel geboren.»

Viel schlimmer könnte es also nicht mehr kommen, dachte ich naiv. Aber weit gefehlt. Da fand zur gleichen Zeit ja noch das letzte Playoff-Finale zwischen Davos und Bern statt. Auch in diesem Fall ging ich büdlich gesehen als 0:1-Verlierer und nur als Vize-Schweizer-Meister vom Platz – und war auf der «ZU»-Redaktion plötzlich von lauter Birmenra umgeben, die nicht mit Spott und Hohn sparten. Derpetakt mit dem Verlierer-Image behaftet, überkam mich ganz entgegen meinen sonstigen Gewohnheiten plötzlich böchische Anwandlungen, und ich wünschte mir frei jeglicher Objektivität, die mir wie eingangs erwähnt als Journalist eigentlich vorgegeben wäre, schäferer Anstellungsbedingungen für Nichtzürcher auf Zeitungspredaktionen.

Ach ja: Am letzten Dienstag fertigte Manchester United in der Champions League die AS Roma mit einer 7:1-Packung ab. Mein Grossvater väterlicherseits war übrigens Kaiser ...

Austrian American

Renato Cecchet

Mit der Getehr, dass mich die Forderung Bush zur Actus des Bösen zählt, die Kommunistenjäger der McCarty-Ära wieder auf die Fiste schickt oder mir FBI und CIA im Doppelpack auf den Hals betzt, bekenne ich offen: Ich mag die USA nicht.

Durch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten – mit all seinen Verböten – zu reisen, hat zugegebenermassen seinen Reiz. Ich habe das drivmal getan, mich an den Naturschönheiten Arizonas oder Nevadas ergötzt oder den pumpenden Lebensrhythmus von Los Angeles aufgesogen. Das ging gut, solange ich nicht mit den Einwohnern der Grossstadt in Kontakt treten musste. Dann schwankte mein Stimmungsbarometer jedesmal zwischen Grausen und Ekelstimmung. Man kann mir mangels Offenheit vorwerfen, aber ich kann und komme mit dem latinstarken Patriotismus der US-Amerikaner, gepaart mit der zur Schau getragenen Naivität, nicht klar.

So liebe ich denn in ewiger Zerrissenheit mit mir selbst. Denn sowieso ist die Mentalität der Yankees ertraglos, so vernarrt bin ich in ihre unwirgen Sportarten. Bei meiner ersten US-Reise 1990 befahl mich der Baseball-Virus. Ein Spiel zwischen den Los Angeles Dodgers und den San Diego Padres am Fernsehen faszinierte mich derart, dass ich die schier unermessliche Masse startete, ein Ticket für einen Live-Match zu ergattern. Meinem örtlichen Autorevermieter mit Exzellenz-Abtattung habe ich es zu verdanken, dass ich mich eines schönen Tages tatsächlich im Dodgers Stadium als Zuschauer wiederfand.

Leider kommt die Baseballwelt in Europa viel zu kurz. Ausser im Internet findet der Sport mit Ball und Schläge in unseren Erstligaligen medialmässig kaum statt. Zum Glück findet mein dachendes Sportlehrer im American Football mehr als nur überbürtigen Ersatz. Und da werde ich von ÖSK 1, dem Staatsfernsehen unseres östlichen Nachbarn, ausgiebig verwöhnt. Denn Österreich ist verückt nach American Football. Ein wöchentliches Magazin über die Spielrunde der National Football League und insgesamt acht Live-Spiele bis und mit dem Final, dem Super Bowl, flimmern über den Bildschirm des Alpenlandes. So fiess ich von September bis Februar zu späträchtlicher bis frühmorgendlicher Stunde mit den Pittsburgh Steelers oder den San Diego Chargers mit – und mittlerweile unvermittelt zu einem «Austrian American», zum österreichischen Amerikaner.

Frühlingsgefühle

Renato Cecchet

Der Frühlingsanfang macht sich sportlich immer sehr laut bemerkbar. In allen Parkanlagen, entlang den Flüssen und Seegestaden oder in den Fussgängerzonen der Innenstadt bricht bei den ersten warmen Sonnenstrahlen überall der Streit über das Vortrittsrecht aus. Spaziergänger fühlen sich von Velofahrern belästigt, diese von den Inline-Skatern, welche sich wiederum über die Fussgänger beschweren.

Der Lenz hat aber nicht nur Auswirkungen auf das zwischenmenschliche Verhalten, sondern löst traditionsgemäss jedes Jahr auch die Karrieren von Sportlern wieder aufblühen. Beispiel 1: Tom Lütli. Der Berner Motorradrennfahrer wurde von seinem alten Arbeitgeber Honda in der letzten Saison nach dem Gewinn des WM-Titels in der 125-ccm-Klasse nur mit zweitklassigem Material ausgestattet. Jetzt, mit neuem Team und einer Aprilia unter dem Sattel, hat Lütli im März im ersten Rennen in der 250-ccm-Klasse gleich mitten in die Weltspitze hinreiss.

Beispiel 2: Anita Weyeremann. Die Mittelstrecklerin, die bei den Welt- und Europameisterschaften 1997 und 1998 je eine Bronzemedaille über 1500 Meter gewann, hat schwere Jahre mit Verletzungsspannen hinter sich. Getreu ihrem berühmten Motto «Gring ache u sockle» trat die Bernerin jetzt wieder an und holte sich bei den Schweizer Crossmeisterschaften gleich den Titel, notabene vor der OL-Königin Simone Niggli-Luder.

Beispiel 3: Stefano Razzetti. Für den Goalie des FC St. Gallen schien die Zeit in der Super League vergangene Saison zu Ende. Der Italiener langte mehr und mehr neben den Ball und geriet aufs Abstellgleis. Eis der neue Trainer Rolf Fringer wieder auf ihn setzte. Razzetti dankte es mit Topleistungen im neuen Jahr. Kein Gegner in drei Spielen – und plötzlich stand einer Vertragsverlängerung für den einst nicht mehr Erwünschten nichts mehr im Weg.

Simon Ammann, Didier Cuche oder die Klaren Flyers: Beispiele genug für das neue Leben, das der Frühling geschulten Sportlerseelen jedes Jahr strahlt. Leider meint es die Wonnereise mit meiner Wenzigkeit weniger gut. Während draussen die Temperaturen steigen, decke ich mich – im März schon fast Tradition – bis erkältet mit Tschentüchern und Melkernosten ein.

VON RENATO CECCHET

Gespielte Empörung

Ja ja, der Blätter Sepp hat sie alle wieder in den (Gold-)Sack gesteckt. Das Walliser Schlitzrohr hat für seine Wiederwahl zum Fifa-Präsidenten keine Mühen und Kosten gescheut. Entschuldigen Sie, aber dieser Seitenhieb musste sein.

Gold regiert bekanntlich die Welt. Das ist für uns Banken erprobte Schweizer ja nichts Neues. Deshalb antwortet es mich schon ein wenig, dass sich hierzulande plötzlich so viele über das finanzielle Geknurre innerhalb des Weltfussballverbundes empören. Wie kommt es, dass man sich in einem Land, in dem man über Gold normalerweise nicht spricht, weil man es einfach hat, plötzlich aufregt, dass sich gut betuchte Sportfunktionäre gegenseitig die Konten füllen?

Ich habe da einen Verdacht. Wäre Joseph Blatter nicht Schweizer, sondern von Trinidad und Tobago oder aus Katar, dann würden wir über die pekuniären Untaten der Fifa-Mitglieder nur die Schulter zucken. Aber ein Schweizer und Korruption? Nein, das kann nicht sein. Das gibt es nicht. Nicht bei uns.

Irrtum, behaupte ich. Nehmen wir das aktuelle Traktandum über den Atomausstieg in National- und Ständerat als Beispiel. Jetzt, kurz vor den Neuwahlen im Herbst, hüllen sich FDP und SVT, gross Stimmung gegen den vom Bundesrat beschlossenen Ausstieg aus der Atomenergie zu machen. Mit Stimmenthaltung (FDP) und Ordnungsantrag (SVT) in der Einsteinstimmung werden die beiden Parteien aber erreichen, dass die Diskussion darüber erst nach den Wahlen erfolgt. Dann nämlich, wenn die sogenannten Volkvertreter ihren Parlamentsitz wieder für vier Jahre auf sicher haben, kann man als Marionette der Atomlobby und der Economisuisse die Abschaltung der Kernkraftwerke guten Gewissens verhindern. Und der Anreiz für die Parlamentarier, dies zu tun, besteht kaum nur aus einem gependeten Abendessen ...

Gleiches könnte man über die Abhockerrichtlinie sagen. FDP und SVT stimmen sich in der Diskussion um einen Gegenvorschlag vehement gegen eine Bonussteuer für Superreiche. Der Wirtschaftstandort Schweiz sei dadurch gefährdet. Ich glaube ja eher, dass die bürgerliche Fraktion Angst um ihren eigenen Bonus hat, sollte sie das unbequeme Geschäft nicht zu Fall bringen können. Die Aufregung über die Korruption in der Fifa ist für mich reine Augenweiderei, die Empörung darüber gespielt. Und darüber regt ich mich auf.

Muskelkater

Wege des Ruhms

Renato Cecchet

Ehre, wenn Ehre gebürt. In Adlertal ist ein Weg nach der Schweizer Eadsportlegende Fendy Kübler benannt worden. Damit hat Stadtrat Marco Fetz ein Versprechen eingelöst, das dem «Adler» (wegen seiner prägnanten Nase) bereits 1951 nach dessen Sieg an der Strassen-WM gemacht wurde.

Das muss den Schweizer Nat-Trainer Kobi Kubi schon ein wenig frustriert haben. Als Anerkennung wurde mit Genehmigung der Stadt Zürich in seiner Heimat Wädliken zwar der «Kobi-Kubi-Platz WM 2006» eingeweiht, aber eben nur inschriftlich. Kein Wunder, ist Kobi ab so viel Undankbarkeit nach Elmendorf umgezogen – womit seine Chancen nach einem rechtlich abgesegneten Strassenstüchli wieder stiegen, denn dort wohnt seit 20 Jahren auch Fendy Kübler, ein gutes Orben also.

Dabei könnten Städte und Gemeinden ihren Marktwert enorm steigern, würden sie ihre Strassen, Plätze und Wege nach aktuellen, noch lebenden Sportpromis benennen, statt mit schon längst verstorbenen und vergessenen Würdenträgern. Zum Beispiel der Büchliplatz in Zürich, benannt nach dem ersten Stadtgenie Arnald Bürkli. Nichts gegen den verdienstvollen Mann, aber viel zeitgemässer und megatrendy wäre es doch, wenn die Schiffe ab sofort in der «Altegi-Say» vor Anker gehen würden.

Tennis-Ak Roger Federer hätte zeitweilig auch ein Denkmal in Form eines Strassennamens verdient. Tatsächlich sind in der Ostschweiz und in Obwalden bereits Strassen und Wege nach Federer benannt, aber eben nicht nach King Rotscher, sondern nach dem 1928 verstorbenen Innerschweizer Dichter Heinrich Federer. Ein Verächtschmid wird also verewigt, eine internationale Sportgrösse nicht? Arme Schweiz.

Auch das Zürcher Unterland hätte namenstechnisch vielfältige Möglichkeiten. So könnten in Steinmaur mit einem Liehardischen Moor oder einer Müllewiese postlich gleich mehreren Generationen von Kad-quertrucks bedacht werden. Gar eine internationale Profilierungschance winkt dem Flughafen im Zusammenhang mit den Klotten Flyera. Bei Abflug oder Ankomst im Gate-Wick wären alle Britischen Passagiere mehr als amused. Auf der Shopping-Meile Amsternowki-Prospekt (Strasse auf Russisch) würden zahlungskraftige Moskauer wandeln. Und ein Holländische-Touristal (auf Deutsch Hollenstern) könnte gar Kultstatus erlangen.

Muskelkater

Wenn Knöpfe wie Knospen aufgehen

Renato Cecchet

Haben Sie den überraschenden Slalomsteg des Schweizer Skirennfahrers Marc Berthod am letzten Sonntag in Adelboden auch beobachtet? Und haben Sie anschließend, wie in vielen Zeitungen am Tag darauf zu lesen war, gelacht? Jetzt ist ihnen endlich der Knopf aufgegangen...?

Ach ja, der sprichwörtliche Knopf. Höchste Zeit, dem viel zitierten Ding nicht gerade ein Denkmal zu errichten, aber immerhin ein paar Gedanken zu widmen. Denn hinter der einfachen Formulierung steckt viel Ungegründetes, Missverständliches und – vor allem – Schweizerisches. Denn ausser in unserem Land geht fast nirgendwo ein Knopf auf. Wenn schon, dann ab. Also vom Hemd oder der Hose. Aber um das geht es hier nicht. Oder haben Sie gesehen, dass Marc Berthod, als ihm zwischen den Slalomstegen «der Knopf aufging», auch gleichzeitig die Hose herunterfiel? Wohl kaum. Das hätte zwar für Heiterkeit gesorgt, aber nicht zum Slalomsteg, sondern höchstens zu einer Beischandlung geführt.

Wie Christian Seidl, Dozent für Sprachwissenschaft an der Universität Zürich, auf Anfrage erklärt, lausche der Ausdruck als Metonymie in diversen Wörterbüchern mit folgenden Bedeutungen auf: «Der Knopf ist das = wachsen, gedeihen; die körperliche Entwicklung, das Wachstum eines Kindes wird nach einer Stagnation beschleunigt.» Nun, auch diese Annäherung befriedigt nur bedingt. Denn Marc Berthod ist bei seinem Erfolg zwar über sich hinausgewachsen, aber zwischen Start und Ziel körperlich wohl kaum grösser geworden.

Klar ist nur, dass der Schweizer «Knopf» in diesem Zusammenhang dem deutschen «Knoten» gleichzusetzen ist, der in unserem nördlichen Nachbarland in gewissen Situationen ebenfalls aufgeht oder platzt. Es fänden sich in der Fachliteratur aber keine Hinweise, dass diese Redewendung mit der Lösung eines geistigen Problems zu tun habe, klar Seidl auf.

Der Zürcher Sprachwissenschaftler lässt sich aber auf eine vielschichtige Spekulation ein. «Ich kann mir vorstellen, dass der Knopf so viel wie Knospe bedeuten könnte, die plötzlich aufgeht.» Ja, diese Deutungen lassen wir uns gerne gefallen. Unsere Skifahrer, die wie junge Pflänzchen ihre Knospen der kurzweiligen Wintersonne entgegenstrecken und kaum darauf warten können, die Menschen mit ihrer Blütenpracht zu erfreuen. Bleibt nur zu hoffen, dass die skirennfahrenden Jungtriebe bei ihrem Streben nach Höherem nicht vor dem Überqueren des Zielstrichs plötzlich wieder Wurzeln schlagen.

Muskelkater

Viel Lärm

Renato Cecchet

Das Politikirbisse von Herrn und Frau Schweizer ist – gelinde gesagt – gering. Oder verfolgen Sie die Entschiede unserer Parlamente voller Spannung und Ungeduld? Wohl kaum. Die meisten Nachrichten aus dem Bundeshaus zu Bern wenden von der hebelischen Mehrheit nicht einmal zur Kenntnis genommen, selbst wenn die Medien tagtäglich über jedes verabschiedete Gesetz berichten.

Ab und zu schreckt die Nation aber aus ihrem politischen Dornröschenschlaf auf. Der Entscheid des Nationalrates, in der Schweiz in Zukunft wieder Formel-1-Rennen zuzulassen, hat die Drehzahlen und den Benzinbeziehungswesen Eindruck vieler Bürgerinnen und Bürger in Rekordhöhe schreien lassen. Die verpöbten Proteste der Formel-1-Gegner erreichen auf jeden Fall schon fast den Phorpegel der Startphase eines GP. Zugabe: Der Entscheid, in der Schweiz wieder Rennen von F5-starken Boliden zuzulassen, ist auf den ersten Blick ökologisch wie ökonomisch gesehen härter Unsinn. Trotzdem darf ein wenig darüber sinniert werden, wie und wo die Herren Alern, Hamilton, Heidfeld oder Massa ihre schnellen Kunden hierzulande überhaupt drehen könnten.

Als Veranstalter drängt sich die Zürcher Konzertagentur Good News auf. Sie könnte das nächste Rolling-Stones-Konzert auf dem Flugplatz Dübendorf parallel als GP Schweiz aufziehen. Bei so einem Erntebarmnt-Angebot würde sich wohl niemand an überirdischen Ticketpreisen stören, wie sie jetzt allein für den Auftritt von Barbara Streisand im Hallenstadion herbeigeholt werden müssen. Oberhaupt drängt sich Zürich mit dem Kessweg oder der Motorstrasse als Übertragungsort eines Formel-1-Anlasses geraden auf. Die Anbaufläche des Flughafens Unige in Kloten bekämen mit der Integration einer Autorennstrecke ein belebendes Element. Was aber gleichzeitig auch die Initianten der Flatorierungsiniziatve auf den Plan rufe, die spektakuläre Abheber wie den von BMW-Sauber-Pilot Robert Kubica beim GP Kanada vom vergangenen Sonntag wohl als zusätzliche Flugbewegung motivieren würden.

Bei der ganzen Diskussion keimt ein Verdacht in mir auf: Hat Nationalrat Ulrich Giezendanner die ganze Sache womöglich nur lanciert, um uns – wie eingangs erwähnt – wieder einmal aus dem politischen Tiefschlaf zu wecken?

Après-Ski

Sandblamage

Renato Cecchet

Die typisch alpinen Nationen wie Österreich, die Schweiz, Frankreich oder die USA dominieren den Ski-Weltcup. Also werden diese Länder logischerweise auch die WM-Medallien abholen. Müsste man meinen.

Die Geschichte lehrt uns, dass an Grossanlässen wie Olympia oder WM plötzlich Namen auf einem der drei Siegetreppchen stehen, die dort eher nicht erwartet werden. Beispiele gefällig? 1972 gewann der Spanier Francisco «Pepillo» Fernández Ochsa olympisches Slalom-Gold in Sapporo. 1989 liess die Slalom-Siegerin an der WM in Val d'Isère Svetlana Jurgulawien. 1999 holte am gleichen Ort die Australierin Zali Stegall die Goldmedaille zwischen den Stangen ab. Die Kossin Svetlana Gladyschewa gewann 1991 WM-Abfahrts-Bronze in der Abfahrt und 1994 in Lillehammer gar olympisches Super-G-Silber.

Nun, die Teilnehmer aus Namibia, den Virgin Islands oder Costa Rica wenden auch in Val d'Isère wieder leer ausgehen. Aber man muss bedenken, dass diese Skifahrer ja auch unfaire Trainingsbedingungen vorfinden. Was können diese Sportler dafür, dass in ihren Heimatländern kein Schnee fällt, sondern nur Sand herumliegt? Würde die Ski-WM auf sommerlicher Unterlage ausgetragen, damit – behaupte ich – würden wir Alpinisten all zusammen.

Diese bittere Erfahrung musste ich im vergangenen Oktober selber machen. In Brasilien. Ein Ausflug führte Familie Cecchet zum Sandeuren – da breitet man auf einem Snowboard die Dünen runter. Die Touristen aus Europa glänzten vor allem durch spektakuläre Sturzverhaben. Erste fuhr uns scheinbar um die Ohren: Der brasilianische Tourletier. Er liess den 500 m langen Harg locker kurzweil hinter sich, wie es sonst nur die Gebrüder Schoch können.

Diese Blamage schmerzte schon genug. Dazu kam aber noch, dass ein Stück Strand im Mund definitiv weniger gut schmeckt als kalter Alpenschnee.

Mein täglicher «Parkours»

Kenato Cecchet

Ich bin kein Anhänger von sogenannten Trendsportarten. Mein Herz habe ich früh an den Fussball verloren. Dazu folgten ich bei Skispringen, Leichtathletik, American Football und Baseball mit Sportarten wie Nordic Walking, Base Jumping oder das französische Gummistiefelwettbewerb entlocken mir höchstens ein Schülertackel.

Der Zürcher Verkehrsverbund (ZVV) macht meiner Trendsport-Arrangiert jetzt aber Betreuer. Schickl daran ist der neue Fahrplan. Von meinem Wohnort Zürich-Lettrich zu meinem Arbeitsort in Dübendorf bringen mich eine Bus- und zwei S-Bahn-Linien. Präzis gesagt: Der Hinweg verläuft selbstgeplant, die Rückfahrt nach Hause wird zur echten sportlichen Herausforderung. Kaum hält die 55. vom Unterland her kommend, im Zürcher HB, nutze ich vom friedlichen Pendler zum waghalsigen Parkour-Tracour. «Parkours» ist laut Internet-Definition «eine französische Trendsportart, bei welcher der Teilnehmer, der Tracour, andere Wege einschlägt als die, welche ihm auf architektonische und sonstige Art und Weise vorgegeben sind».

Mein sportlicher Ehrgeiz besteht darin, in maximal drei Minuten von Gleis 22, Seite Landesmuseum, auf Gleis 1 unter dem Bahnhofplatz zu gelangen, um ohne längere Wartezeit meine nächste S-Bahn-Verbindung zu erwischen. Die erste Kolttreppe Richtung Bahnhof-Zwischenebene ist von Mitpendlern und anderen überflüssigen Wegverweirern aber höfungslos verstopft. Das gleiche gilt für die beiden nächsten Aufzüge. Da wieder ein zufällig offener Lüftungsschacht noch eine Kletterwand nach oben führen, spürte ich Richtung Perronende, um dort endlich eine freien Aufgang zu finden. Ganz im Sinn der Parkour-Definition: «Geachtet wird speziell auf Effizienz, Geschwindigkeit und Sauberkeit der Bewegungen».

Noch einstrahl Minuten. Die Bewegungen sind weder sauber noch effizient, aber zunehmend schwer. Knochendruck durch die brutal lange Bahnhofsunterführung. Geschwächte Packtasche, kläffende Schenkelhunde und situationsbedingte Teufelstufen stellen sich mir und meinem Wunsch, nach Hause zu kommen, in den Weg, sodass ich immer mehr Mühe habe, die nächste Parkour-Regel einzuhalten: «Die Hindernisse dürfen nicht verschoben oder verändert werden».

Diese Weisung ist auf der letzten Kolttreppe Richtung Gleis 1 endgültig Makulatur. Die letzten Meter müssen mit Ellbogen- und Knieinsatz mühsam erkämpft werden, begleitet von wenig christlichen Worten des Gegenverkehrs. Ein schwaches Gemurre habe ich nicht. Denn in der Parkour-Bibel steht: «Das Ziel ist nicht, sondern zu beeindruckend oder gut dazustehen, sondern Spass daran zu haben» Eben.

Gestilte Blüten

Kenato Cecchet

Ich liebe Süßigkeiten. Als solche bezeichnet man Beschreibungen, die durch einen Missgriff in der Wortwahl oder durch Doppeldeutigkeit ungewöhnlich komisch wirken. Gerade im Sport gibt es unzählige Beispiele dafür, dass etwas richtig gesagt und dann völlig falsch verstanden wird – oder aber der Zierte nicht merkt, was für einen Quatsch er erzählt.

Fussballer sind prädestiniert, sich mit pseudo-intellektuellen Bemerkungen lächerlich zu machen. «Zwei Chancen, ein Tor, das meine ich hundertprozentige Chancenraumverrechnung der deutsche Spieler Roland Wohlfahrt. Bertl Vogt wusste es noch besser. «Ich glaube, dass der Spitzenreiter jederzeit den Tabellenführer schlagen kann.» Ein Satz aus dem Sportteil einer Zeitung: «Die erste Niederlage im neuen Stadion liess seine Gesichtszüge erblauen.» Genau, und unsere Wangen erstarren.

Bei Recherchen im Internet über gewisse Sportthemen stösst man auf Formulierungen, die unheimlich schräg wirken. So gelesen im offiziellen Orientierungskalender-Lexikon des Schweizerischen Landesverbandes: «Flücker-Schneller Läufer, dessen OL-Karriere zu wünschen übriglassen, weil er immer wieder Kartenverluste macht. Blocherlauf: OL, der geistig wenig fordert.» Ein Scheiss, der dabei was Böses denkt.

Definitionen in der Sportwelt sind halt Glückssache, auch wenn sie inhaltlich stimmen. «Als Abpfiff bezeichnet man im Sport das Signal zum Start eines Spiels durch den Schiedsrichter, der dafür in der Regel eine Trillerpfeife benutzt.» Und der Abpfiff «Als Abpfiff bezeichnet man im Sport die Unterbrechung oder Beendigung des laufenden Spiels durch den Schiedsrichter, der dafür in der Regel eine Trillerpfeife benutzt.» Aha. «In der Regel» bedeutet wohl, dass gewisse Schiedsrichter auch schon zur Trompete gegriffen haben.

Im Schwingsport werden die Erklärungen schon fast grausam. «Beim Brienzer wechselt der schwungausführende Schwinger seine rechte Hand vom Gurt zum Gestirngriff, macht eine Drehung nach rechts und greift mit dem linken Arm über die Schulter oder den Nacken des Gegners auf dessen linkem Gesäss. Gleichzeitig hängt er mit dem linken Bein am rechten Bein des Gegners ein, spreizt das Bein hoch und wirft ihn mit kräftigen Kuck nach vorn kopfüber auf den Rücken.»

Aha, kann man da nur sagen und den guten Rat geben: Bitte zu Hause nicht nachmachen. Oder wie es ein KTL-Sportreporter bei einem Formel-1-GP formuliert: «Es kann in die Hose gehen, aber es kann natürlich auch schiefgehen.»

Kalte Füsse – glühende Kufen

Kenato Cecchet

Irgendwie kribbeln einem die Bilder schon komisch an. Da spielen acht Fussballnationen ein Jahr vor der Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika das traditionelle Vorbereitungsturnier, den Confederations-Cup. Im Juni. Einem Sommermonat. Aber der Brasilianer Dani Alves beispielsweise, der im Halbfinale gegen die südafrikanischen Gastgeber kurz vor Schluss per Freistoss den einzigen Treffer der Partie erzielte, hatte unter dem traditionellen gelb-blauen Brasil-Dress einen dicken Kollagenpullover angezogen.

Anderer Spieler trug Handschuhe, und auch im heissblütigen Publikum schlug sich der eine oder andere wohl mit kalten Füßen herum. In Südafrika ist in dieser Jahreszeit bitterkalter Winter. Die meisten Confed-Partien fanden bei Temperaturen knapp über dem Nullpunkt statt. Das wird auch nächstes Jahr, wenn 32 Teams um den Welt-Pokal kämpfen werden, nicht anders sein. Und obwohl in der Schweizer Super League auch im Winter gespielt wird, tut sich der Fan schwer mit dem Bild schlaftrud-eähnlichklappernder Kicker.

Dabei sollten wir uns doch schon lange daran gewöhnt haben, dass sich der weltweite Klimawandel nicht nur auf Kontinente und Meeresspiegel auswirkt, sondern auch auf die Saisonplanung der Sportarten. Aber nein. Bei der alljährlichen Eishockey-WM im Mai schütteln wir immer wieder den Kopf, wenn die gut gepanzerten Spieler auf dem Eis dem Puck nachjagen, obwohl vor den Ständen die Gartenrestaurants bereits gut besucht sind. Da glühen bei manchen Zuschauern nicht nur in der Fantasie die Kufen.

Nach schmerzhaft in der NHL. Die Pittsburgh Penguins mussten sich eigentlich wie in «Madagascar» vornehmen, als sie den Stanley Cup erst im Juni in die Höhe stemmen dürfen. Aber wie im Kinofilm scheitern auch Penguins inzwischen hitzeunverträglich zu sein als manche Schweizer Eäger, die schon jetzt wieder über die Afterschlitz stöhnen.

Nur der neue Schweizer Langlaufstar Dario Cologna scheint den goldenen Mittelweg gefunden zu haben. Er wolle am letzten Wochenende in Norwegen und besitz ein Prominentenrennen – auf Schnee, in kurzen Hosen und T-Shirt. Die Kriebeliga wird wohl eher mit Grassen zur Kenntnis genommen haben.

Vergiftet!

Kenato Cecchet

Also sei auf Eis schauen wir jahrzehntelang zu den Sportgrößen auf, vergöttern sie, jubeln ihnen zu, möchten so sein wie sie – und dann das. Da wird gedopt, gespielt, betrogen, hinter Licht geführt. Uns naive Fans wird rückwärts ins jeweilige Gesicht geschüttet und brutal vor Augen geführt: Sportler sind auch nur Menschen. Eine ganz nette Vorstellung!

Vor allem der Tennissport verliert seine ehemals weisse Weste mehr und mehr. Die neueste Schockmeldung: Tennisspieler Tommy Haas soll beim Davis-Cup-Halbfinale in Moskau zwischen Russland und Deutschland Opfer krimineller Machenschaften geworden sein. Der 29-jährige wurde bei der 2:5-Niederlage offenbar vergiftet. Tatsache ist, dass Haas während der Begegnung durch eine plötzlich auftretende Magen-Darm-Erkrankung erheblich geschwächt wurde. Sein Teamkollege Alex Wank hat der Boulevardzeitung erzählt: «Ich habe mit einem Kumpel über den Davis-Cup gesprochen. Und dieser sagte dann ganz beiläufig, dass es bitter sei, dass man Tommy vergiftet habe...»

ECG-Methoden statt faire Wettkämpfe! Da erschienen die Kokainvorwürfe gegen Martina Hingis doch für uns immer als Positive im Menschen glaubenden Schweizer Sportfans plötzlich in einem ganz neuen Licht. Können nicht auch unsere Tennischätzchen von böswilligen Konkurrentinnen verbotene Substanzen untergeschoben werden sein, so wie es das einstige Tenniswunder vor den Medien behauptet hat? Schliesslich dopen sich Schweizer Tennisspielerinnen normalerweise nur mit Omegetraff, so wie einst Patty Schnyder, auch wenn nichts gebracht hat.

Zum Glück gibt es da noch die Formel 1. Oder ist es nicht rührend, wie sich Kenato-Boss Flavio Briatore um den gebürtigen Ex-Weltmeister Fernando Alonso kümmert? Normalerweise sammeln ja Hilfsorganisationen für Bedürftige. Arm, alt oder krank ist Alonso zwar nicht, für seine spanischen Landsleute aber dennoch ein Fall für den Klingelbeutel. Wie die italienische Sportzeitung «Tuttosport» berichtet, wollen drei spanische Grosskonzerne auf Intervention Briatores ein stolze 62 Millionen Euro lecker machen, um einen Wechsel Alonsos von McLaren-Mercedes zu Renault zu forcieren. Das ist doch noch echter Sportgeist!

«Ding, dong» oder nur «dong»?

In Burgdorf ist die Welt noch in Ordnung. Bis vor kurzem schien es jedenfalls so. Die Kirche stand immer im Dorf, besser gesagt, in der Stadt, wo sie auch heute noch steht. Plötzlich drangen aber schreckliche Miststöne vom Kirchturm ins sonst so friedfertige Leben einiger Burgdorferinnen und Burgdorfer. Zu jeder vollen Stunde nämlich wurde die Zeit nicht *einmal*, sondern gleich *zweimal* eingeläutet. Um drei Uhr beispielsweise erklang zuerst ein helles «Ding, Ding, Ding» und wurde gleich anschliessend von einem tiefen «Dong, Dong, Dong» abgelöst. Der doppelte Stundenschlag trieb aber einen Teil der Bevölkerung nachts auf die Palme, besser gesagt: auf die Kirchturmspitze. Die Gegnerschaft der zweimaligen Stundenanzeige wurde bei der Behörde vorstellig und erwirkte ein «Nachtverbot» für den doppelten Glockenschlag. So weit so gut.

Nun ist Burgdorf aber eine Stadt mit Tradition. Schon bald wurden deshalb Gegenstimmen laut, welche die Wiederherstellung des vorherigen Zustandes forderten. Diese Be-

wohnerinnen und Bewohner der Zähringerstadt machten nun geltend, dass sie nicht mehr schlafen könnten, weil der seit Jahrzehnten ertönende Doppelschlag plötzlich weg sei. Zu ihnen gehörte auch Stadtpräsident Peter Trachsel. Der brachte aber nicht nur ab dem des nachts fehlenden «Ding» kein Auge mehr zu. Schwerer wiegte noch die Sorge, dass seine Gemeindegeschäftchen der Glockenfrage wegen auf einmal handfesten Streit miteinander anfangen könnten. Er und seine Geminderatskollegen liessen so einen weisen Entschluss reifen: «Es ist Zeit für richtig verstandene Kirchturmpolitik.»

Gesagt, getan. Die Burgdörfer Bevölkerung ist offiziell aufgerufen, bei der Entscheidungsfindung mitzuwirken und der **Präsidialabteilung, Rathaus, 3400 Burgdorf**, folgenden Bescheid zukommen zu lassen: Wie soll die Kirchenglocke die Stunden schlagen? Tags: einfach (dong) oder doppelt (ding, dong)? Nachts: Einfach (dong) oder doppelt (ding, Dong)? Die Namensangabe ist fakultativ. *Renato Cecchet*

Ein «Traumpaar» mit Namen Gerber

Ein «Schnüfeli» ist auf dem Weg ins Emmental. Nach Langnau genaunommen. Ah, Sie wissen nicht, was ein «Schnüfeli» ist? Das ist eine reinrassige Kreuzung aus Giraffe und Elefant. Was nicht heisst, dass unser «Schnüfeli» im Tiergarten zu bewundern ist. Nein, nein, weit gefehlt. Erstens hat Langnau keinen Zoo, und zweitens ist das putzige Tierchen aus Plüsch und erst noch rosarot. «Schnüfeli» posieren vorzugsweise auf Kaminsimsen, Polstergruppen oder Nachttischchen. Welchen Platz das Exemplar von Max und Rosette Gerber einnehmen wird, entzieht sich leider unserer Kenntnis.

Fest steht aber: Die Gerbers sind ein «Traumpaar». Besser gesagt: Sie können es werden. Denn sie haben sich zum gleichnamigen Quiz im Deutschschweizer Fernsehen angemeldet. Und heute abend ist es soweit: Ganz Langnau – ja das ganze Emmental – wird am Fernsehschirm mitverfolgen können, wie Max und Rosette Gerber gegen ein Prominentenehepaar und zwei «Singles» um Gold, Silber oder Bronze sowie eine Reise spielen werden. Und für ein «Schnüfeli» natürlich, dem Symbol und Maskottchen dieser Sendung.

«Lampenfieber», sagen beide, «ver-spüren wir eigentlich keines.» Sie seien sich gewohnt, vor Leuten aufzutreten. So spielt Rosette Gerber in ihrer Freizeit in einem Laientheater mit, und Max Gerber vertritt seine politische Meinung im Grossen Gemeinderat von Langnau. Die BZ will es aber genauer wissen und setzt die

Gerbersche Lebensgemeinschaft mit getrennt gestellten Fragen einem ersten Übereinstimmungs-Test aus. Wer hatte die Idee, sich beim «Traumpaar zu melden? «Eher ich», erwidert Rosette Gerber. «Natürlich meine Frau», sagt Max Gerber deckungsgleich. Doch schon folgt der Stolperstein: Welche drei Eigenschaften charakterisieren das Emmental am besten? «Ausdauernd, treu, lieblich», meint Rosette Gerber. «Ländlich, weniger rückständig als oft behauptet, ruhig, aber nicht langweilig» ist die Antwort ihres Ehemannes. Eieiei, so sind aber gar keine Punkte zu holen!

Familie Gerber nimmt dies gelassen zur Kenntnis. Schliesslich gilt's erst heute abend ernst. Was zeichnet denn eigentlich ein Traumpaar aus? «Wenn die Ehepartner die gegenseitigen Bedürfnisse akzeptieren und nicht den Egoismus in den Vordergrund stellen», definiert Max Gerber. Auf alle Fälle nicht das, was einem die Illustrierten als «Traumpaar» verkaufen. Für sie gäbe es keine gültige Definition, sagt Rosette Gerber. Das Glück, einander zu finden und zu lieben, benötige meistens seine Zeit. «Als ich Max zum ersten Mal sah, entsprach er äusserlich nicht dem Ideal meines Traumannes», meint sie verschmitzt.

So, so. Sind Gerbers etwa gar kein Traumpaar? «Aber selbstverständlich», rufen beide lachend. Nun: Die Zeit zwischen acht und neun heute abend wird es weisen. Und 9157 Langnauerinnen und Langnauer – zwei weniger als normal – werden Zeuge sein. *Renato Cecchet*

Wird bald «Château de Berthoud» ausgeschrieben?

Durst wird auf dem diesjährigen Ausflug des Burgdorfer Gemeinderates wohl niemand verspüren. Am 1. Mai geht die Reise nämlich ins bekannte Waadtland Weindorf Epesses, mit dem Burgdorf seit 1964 eine Partnerschaft verbindet. Dort wird sich die Regierung aber nicht nur dem weinseligen Leben hingeben. Neben den Degustationen ist auch harte Arbeit angesagt: Die Gemeinderäte, ihre Ehegattinnen und die mitreisenden Behördenmitglieder werden alle je einen Weinstock pflanzen. Die Chancen, dass Burgdorf eines Tages einen eigenen Weisswein kredenzen kann – einen «Château de Berthoud» zum Beispiel – seien also vorhanden, meint Stadtschreiber Toni Gasser schmunzelnd.

Burgdorf ist dieses Jahr nicht nur in Epesses ein gern gesehener Gast. So wurde die Zähringerstadt auch zum Kleinstädte-Tag eingeladen, der am 9. Mai in Rapperswil SG stattfindet. Und vom 13. bis 17. Mai wird die Regierung im gleichnamigen Burgdorf bei Hannover – das auch Partnerstadt ist – erwartet. *rc*

Königsdeutsch

Renato Cecchet

Die Schweiz hat seit letztem Sonntag einen neuen König. Wenger Kilian der Erste ist zwar im Volkerrund ein «Böser», aber bescheidener Monarch. Ein gelatines weder Gold noch Ländereien. Uns genügen ein Mari, ein paar Werbe- und Geldgeschenke. Und er spielt nicht im Schlosspark, sondern im Sägemühl. Er was ist dem Herrscher der Schwingerhose aber eigen: sein Dialekt.

Wenger Kilian Vorgänger Abderhalden Jörg und Forner Nikli parlierten während ihrer Verberrschafft im Toggenburger Idiom. Der König aus dem Oberrhein pflegt sich in Berner Oberländisch mitzutellen. Wer jetzt sagt, das klinge wie leicht geputztes Berndeutsch, dem wird vorn in der Eidgenossenschaft aufgewachsenen Verfasser dieser Zeilen vehement widersprochen.

Berndeutsch entstammt der hochdeutschen Sprachgruppe, Oberländisch hingegen dem Mittelhochdeutschen, zu denen auch die Süd- und Nordschweizer Dialekte sowie das «Walliserdeutsch» gehören. Das sagt doch eigentlich schon alles.

Nicht? «Mazetiedisch» heisst auf Berndeutsch «mazetiedisch» - was ja noch ein jeder versteht. Ein Oberländer sagt aber «musechtedewhüt». Verückt, gell! Und: Im Berner Oberland gibt es fast in jedem Dorf wieder Unterschiede. Das Westoberländische teilt sich auf ins Ober- und Niederostschweizerdeutsch, Saxerländische, Prätigertdeutsch und Adolfdisch. Das Ostoberländische kennt das Ebdeldeutsch, das Grindelwalddeutsch, das Lauterbrunnendisch, das Erlenzer- und das Haslidenisch.

Wer Schwingerkönig Wenger Kilian vom Hochboden im Oberrhein schon sprechen gehört hat, dem wird aber eines schnell klar sein: Ihm wird das hier Geschriebene so zitiert egal sein ...

MUSKELKATER

VON RENATO CECCHET

«Big Ben» oder doch «A-Rod»?

Als Fan eines Teams hat man es schwer. Da geht jeder seiner verdienten Kappen für Saisonkarten, Fahnen, Mützen oder Leibchen des Lieblingsvereins drauf. Und die Freundin droht alle zwei Wochen damit, einen zu verlassen, wenn man nicht mehr Zeit mit ihr verbringt.

Ich bin in einem Alter, bei dem ich die Schwärzerei gelassener nehme. Zwar schmerzt mein seit frühesten Kindheit blau-weiss-gelb-schwarz gefärbtes Herz immer noch, wenn der FCZ gegen Basel verliert oder YB wieder keinen Titel geholt hat. Aber die Enttäuschung darüber wird meistens schnell durch andere, inzwischen wichtigere Dinge im Leben verdrängt.

Wer oben zwischen den Zeilen liest, der hat mich als eindeutig zweideutig entlarvt. Meine Liebe galt selten nur einem Verein. Das ist vor allem bei amerikanischen Sportarten ersichtlich. Meine Sympathie gehört drei kalifornischen Baseballklubs (Dodgers, Angels, Padres) und vier American-Football-Teams (Eagles, Chargers, Packers und Steelers).

Meine Freude war riesig, dass mit den Pittsburgh Steelers und den Green Bay Packers zwei meiner Lieblingsvereine in der Super Bowl am 6. Februar stehen. Aber der Jubel wich alsbald grosser Nachdenklichkeit. Deckte ich jetzt Quarterback «Big Ben» Roethlisberger oder Aaron «A-Rod» Rodgers die Daumen? Und was wird am Ende grösser sein: Der Jubel mit dem Gewinner oder der Frust mit dem Verlierer? Als Fan hat man es schwer. Wirklich.

Vater Morgana

Renato Cecchet

Ich werde langsam alt. Warum ich das weiss? Ich mache mir vermehrt Gedanken über meine Zukunft. Und ich verfallt abstrusen Visionen, wie ich dieses Leben als Pensionär vergliedden könnte.

Passiert lets während der gerade zu Ende gegangenen Familienferien in Ägypten. Im puren Sonnenschein brennt nicht nur die Seele zwei Wochen lang heissenstrahlend, ein Aufenthalt in der endlos weissen Wüstenlandschaft am Roten Meer führt im Kopf unweigerlich auch zur sprichwörtlichen Pais Morgana. Meine Ehefrau dachte nämlich laut nach und stellte die Frage in den Raum: «Lieber Renato, warum kaufen wir uns hier nicht ein Haus? Ja warum nicht? Weil uns das Bankkonto zwar ein relativ sorgloses Leben garantiert, aber keine Luxus-Fantasien zulässt.

Mein Frauchen machtchen Elites ist diesen Einwand als typisch schweizerartiges Dauerpenitenz ab. Wenn man etwas will, dann könne man es auch erreichen. Welche Argumente blieben einem Ehemann da noch? Richtig, keine. Aber dann geschah das, was dem Hirnspinne - das während heiliger Ferientage durchaus Platz hat - plötzlich einen ledlichen Glanz gab.

Meine Tochter nahm nach zwei Jahren Unterbruch das Windsurf-Training wieder auf. Ihr Ägyptischer Lehrer zeigte sich von den gezeigten Leistungen begeistert. Was wiederum dazu führte, dass ein Vertreter eines örtlichen Wassersportanbieters auf den talentierten Nachwuchs zutrackern wurde und zu Werbeaufnahmen für Wakeboarding einfiel.

Meine Tochter schluckte vor den Kameras eines holländischen TV-Teams zwar viel Meerwasser, erfüllte die in sie gesetzten Erwartungen aber voll und ganz. Einen Moment lang sah sich meine Wenigkeit deshalb schon als Coach einer erfolgreichen Sportlerin mit traumhaftem Gehalt. Nur, der Rest der Geschichte ist schnell erzählt. Der gut dotierte Profi-Vertrag blieb aus und das maritische Traumhaus vorerst nur ein Schloss aus ägyptischem Wüstensand. Aber: Die nächsten Ferien könnten bestimmt. Dann bin ich noch ein Jahr alter - aber auch weiser!

Ertappt!

Renato Cecchet

«Au Backe!», fuhr es mir heftig durch den Kopf, als ich vom neuesten Wettskandal im Fussball hörte. «Das könnte Konsequenzen nach sich ziehen», dachte ich weiter. «Jetzt gehts uns an den Kragen.»

Grund der Hysterie: Das Wochenend-Tippduell in «ZU»/«NET», das die Zeitung während der Regional-Fussball-Saison veranstaltet. In der Samstagausgabe tritt ein Fussballer aus der Region gegen einen Redaktions-Mitarbeiter an. Aus acht Spielen der 2. und 3. Liga müssen Tendenz und Ergebnis erraten werden. Wer den Sieger oder das Resultat richtig tippt, erhält einen Punkt gutgeschrieben; wurde sogar das Resultat exakt vorausgesagt, gibts zwei Zähler.

In Zeiten der Fussball-Betrügereien ein gefährliches Spiel. Vor allem für diejenigen Kandidaten, die eine hohe Punktzahl erreichen. Die geraten unweigerlich ins Visier der Justiz. Schliesslich wirkt dem Gesamtsteiger Ende Saison ein Gratis-Jahresabonnement des «Zürcher Unterländer». Das riecht doch Eimlich nach Bestechung und Schiebererei!

Ein wenig beruhigend für uns Redaktoren ist der Umstand, dass die Fussballer tendenziell besser tippen als die Journalisten. Trotzdem sind wir Schriftberlinge noch lange nicht von jedem Betrugsverdacht reinzuwaschen. Das musste ich gerade vor Kurzem wieder erfahren.

An einem Dienstagabend brachte ich die Passenresultate der Champions-League-Partien vorweglich schon mal zu Papier. Dazu schrieb ich die Zusammenfassung der Matches und die Auswirkungen der Zwischenresultate auf Tabelle und Weiterkommen der Teams. Wie es der Zufall (!!!) wollte, fiel in der zweiten Halbzeit aller acht Partien kein Tor mehr. Ich hatte also bereits zur Halbzeit alles richtig niedergeschrieben - was ich nachträglich bitter bereute. Dem missglücklich-verrichtenden Glück meines Redaktionskollegen habe ich nämlich bis heute nicht vergessen.